Für die niederländische „Stiftung Sobibór“ (www.stichtingsobibor.nl) sprachen Mirjam Huffener und Alex Bakker zum Abschied von den Kindern auf dem Bahnhof.

Mirjam Huffener

Ich danke den Organisatoren vom Zug der Erinnerung für die Einladung hier sein zu dürfen. Ich rede hier auch in Namen meiner Mutter Lotty Huffener-Veffer, jetzt 92 Jahre alt.

Rüdiger Minow fragte mich beim ersten Treffen, ob der Umgang mit Deutschen für mich schwer sei.

Die Antwort ist nicht ja und nicht nein.

Vor zwei Wochen war ich in Berlin und habe das Deutsche Historische Museum besucht. Eine besonders lehrreiche Ausstellung. Wussten Sie, dass die Burgunder, die nach holländischer Auffassung den Inbegriff guten Lebens darstellen, aus Norddeutschland stammen? Von dort kommt also das gute Leben, sagt man. Die Geschichte lehrt uns, dass es nicht so viel aussagt, woher wir kommen. Und macht es überhaupt etwas aus? Die Familie meines Vaters stammt aus der Schweiz, die meiner jüdischen Mutter vielleicht aus Polen, vielleicht aus Portugal.

Lehrt die Geschichte auch, warum es überhaupt zum Holocaust kam? Lehrt sie was das große Nachkriegs-Leid meines Vaters verursacht hat der als Jungen von siebzehn Jahre in den Widerstand geriet?

Wie sehr ich mich auch anstrengte das zu verstehen, es gelingt mir nicht.

Ist es schwer für mich, in Deutschland zu sein? Ja, es ist schwer. Ich sehe die Spuren eines ausgelöschten jüdischen Lebens in einem Städtchen, wo nur noch eine Synagoge – jetzt ein Wohnhaus – steht.

Die Geschichte der Entstehung des Faschismus leuchtet mir zwar ein, aber ich verstehe sie einfach nicht. Liegt es im Volkscharakter? Ich glaube es nicht, Antisemitismus kam auch bei den Franzosen, den Burgundern in Burgund, und in England vor.

Ich verstehe es nicht und das habe ich mit Rüdiger Minow gemeinsam: wir verstehen es nicht.

Können wir aus dem Holocaust lernen? Ich fürchte: nein.

Was bleibt, heute für uns, ist, dass wir gemeinsam gedenken können. Dass wir zusammen innehalten an diesem Ort, bei dieser besonderen Ausstellung.

Hier wird die Geschichte der Kinder aus Vught, das damalige Konzentrationslager Herzogenbusch, erzählt. Eines dieser Kinder war meine Tante, Carla Veffer.

Es rührt mich sehr das es hier im Zug einige Bilder von Carla und die Familie gibt.

Ich möchte jetzt mit Ihnen Carla und meiner Großeltern gedenken.

Meine Mutter Lotty, damals 22 Jahre alt, ihre Eltern und ihre 15jährige Schwester kamen zusammen ins Lager Vught. Der einzige Grund, weshalb sie dort festgehalten wurden war, dass sie jüdisch waren.

Am Samstag, den 5. Juni 1943, wurde offiziell verkündet, dass alle jüdischen Kinder zwischen 0 und sechzehn Jahren das Lager verlassen mussten. Mit einem oder beiden Elternteilen.

Die Kinder sollten angeblich in ein spezielles Lager für Kinder kommen. In Wirklichkeit aber erwarteten sie und die Eltern, die sie begleiteten, die Gaskammern.

Remembrance through information and education

www.stichtingsobibor.nl/en | www.longshadowofsobibor.com | info@stichtingsobibor.nl

Nassaukade 156-3, 1053 LK Amsterdam, the Netherlands

Chamber of Commerce 11044675 | Bankaccount NL03INGB0003302525 | BIC: INGBNL2A

Also musste auch Lotty's kleine Schwester weg. Ihr Vater und Mutter, also die beiden Eltern, entschieden sich, mit Carla zu fahren. Alles ging sehr schnell vor sich. Meine Mutter erzählte später, dass sie sich zum Glück noch ganz kurz verabschieden konnten. Sie dachten, dass sie einander schon wieder sehen würden. „Was können die denn mit uns machen?“ sagte sie. „Wir lebten in einer Welt, in der man sich nicht vorstellen konnte, was mit ihnen passieren würde.“

Alex Bakker

Sie fuhren nach Sobibor.

Wie auch die Frau von Jules Schelvis. Mit ihrer Familie war sie aus Polen nach Amsterdam gekommen. Jules machte mit seiner Frau Rachel und seiner ganzen Schwiegerfamilie die Reise nach Sobibor. Selber landete er in einer Gruppe von Arbeitsjuden, die zu einem anderen Ort weitergeschickt wurden. Seine Familie wurde vergast. Nach dem Krieg stellte sich heraus, dass er der einzige Überlebende seines Transports war. Ich lese jetzt einige Fragmente aus seinem Buch ‚Es fuhr ein Zug nach Sobibor‘.

Nachdem wir Westerbork hinter uns gelassen hatten, entstand schon bald Streit über die Frage, wer bei den vergitterten Fensterchen stehen durfte. Es war ein begehrter Platz, weil man den Gestank im Wagon kurz los war und man die grünen Wiesen und Felder und die Menschen und Städte, an denen wir vorbeifuhren, sehen konnte.

Nach einer Fahrt von circa 400 Kilometer standen wir die erste Nacht lange Zeit still in der Nähe von Wittenberge. Die Schiebetüren blieben geschlossen. Wir saßen im Dunkeln und benutzten unsere eigenen Decken gegen die Kälte. In dieser Nacht gelang es uns kaum zu schlafen. Man musste alles tastend im Dunkeln machen. Als wir einen Wache schiebenden Begleiter baten, ob wir draußen kurz die Beine vertreten dürften, wurden wir scharf angeschnauzt.

In der Morgendämmerung fuhr der Zug unbeirrt weiter in Richtung Berlin. Wir unterhielten kaum noch miteinander. Allmählich entstanden manchmal Zänkerei und Streit über Nichtigkeiten. Mit der Zeit wurde man weniger tolerant. Die Unmöglichkeit, dieser gottvergessenen Hölle zu entkommen, und der nagende Essensmangel waren die Ursache. Das Brot, das uns in Westerbork zugeteilt worden war, war schon längst aufgebraucht. Es fing an, stundenlang zu regnen. Beim Fahren spritzte das Wasser unter dem Wagon durch die Ritzen zwischen den Brettern nach innen, wodurch wir auch noch nass wurden. Das kam noch hinzu, aber man konnte nichts machen. Verzweiflung kam auf, wir waren sowieso schon sehr niedergeschlagen von allem, was man uns angetan hatte.

Durch den Rhythmus des fahrenden Wagens übermannte uns schließlich der Schlaf, trotz des ganzen Elends und trotz der ungewohnten Haltung, in der wir durch Raummangel saßen und obwohl wir durch den Regen nass geworden waren.

Nachdem den Zug den ganzen Tag gefahren und stillgestanden war, um dem normalen Bahnverkehr und den Militärtransporten Vorfahrt zu geben, standen wir in der Dunkelheit lange Zeit still auf einem Rangiergelände in Spandau. Entlang den Gleisen war eine Anlage, die die Lokomotiven mit Wasser für die Dampferzeugung belieferte. Es gelang uns, die Schiebetür einen Spalt zu öffnen, damit Wasser in die leerstehende Tonne fließen konnte und wir wieder eine kurze Zeit Wasser trinken konnten, auch wenn es nicht zum Trinken für Menschen geeignet war.

Remembrance through information and education

www.stichtingsobibor.nl/en | www.longshadowofsobibor.com | info@stichtingsobibor.nl

Nassaukade 156-3, 1053 LK Amsterdam, the Netherlands

Chamber of Commerce 11044675 | Bankaccount NL03INGB0003302525 | BIC: INGBNL2A

In Spandau gingen pflichtgetreue Bahnarbeiter die Wagons entlang mit langen Hämmern, mit denen sie auf die Stahlreifen schlugen, um festzustellen, ob diese noch fest auf den Rädern saßen, damit die Wagons unterwegs nicht ausfallen würden. Vielleicht wussten sie nicht, dass in den Wagons Juden saßen.

Inzwischen war es Donnerstag geworden. Die Trübseligkeit der Nacht erhöhte unsere Reizbarkeit noch mehr, weil man in der Finsternis kaum etwas sehen konnte. Nur beim spärlichen Licht auf den Bahnhöfen konnten wir die Ortsnamen lesen und die Schilder mit dem geschwollenen Text: *Räder müssen rollen für den Sieg.*

Durch das nicht nachlassende Donnern beim Überfahren von Weichen verloren wir manchmal das Gleichgewicht.

Insgesamt war es in diesem Extremzustand unmöglich, noch klar zu denken. Dennoch versuchten wir, uns ein wenig vorzustellen, was wir nach der Fahrt vorfinden würden. Dabei hatten wir Westerbork vor Augen, obwohl wir dort nur sechs Tage gewesen waren. Wir meinten, dass ein Lager so ungefähr aussehen sollte, mit diesem Unterschied, dass Westerbork ein *Durchgangslager* war und in Polen Arbeitslager sein würden.

Überetzung Monique Mödl

Remembrance through information and education

www.stichtingsobibor.nl/en | www.longshadowofsobibor.com | info@stichtingsobibor.nl

Nassaukade 156-3, 1053 LK Amsterdam, the Netherlands

Chamber of Commerce 11044675 | Bankaccount NL03INGB0003302525 | BIC: INGBNL2A